

DER OSTEN UND DIE MEINUNGSFREIHEIT

Dann sagt doch mal!

Gastbeitrag von **Aron Boks**

Die Meinungsfreiheit in Deutschland sei eingeschränkt, behaupten viele, gerade in Ostdeutschland. Was passiert, wenn man Menschen dort offensiv um ihre Meinung bittet, hat der PEN Berlin an 37 Abenden ausprobiert. Ein Erfahrungsbericht.



Aron Boks moderiert das Publikumsgespräch in der Reihe „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“ des PEN Berlin im Staatstheater Cottbus, auf dem Podium Jörg Thadeusz, Jan Fleischhauer, Jana Hensel. (Foto: PEN Berlin)

„Wer findet, der Osten wird allgemein viel zu mies gemacht?“, rufe ich durchs Mikrofon. Siebzig Hände gehen hoch. Ich stehe in einem Raum in Thüringen, in dem mich ungefähr 200 Augenpaare ansehen. „Und wer findet, der Osten ist noch viel schlimmer, als die Wessis immer denken?“ Alle lachen, manche halten die Frage für einen Scherz, einige wenige heben zögerlich die Hand.

Sieben Wochen lang stelle ich auf unterschiedlichen Bühnen den Menschen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg Fragen dieser Art und eröffne so Abend für Abend Veranstaltungen

einer Reihe zur Meinungsfreiheit unter dem Titel „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“ des PEN Berlin, dem ich angehöre. Immer dabei: Marie Eisenmann, die jeden Abend filmisch festhält, und Deniz Yücel, einer der beiden Sprecher des Vereins.



Der Schriftsteller Aron Boks ist für den PEN Berlin an 37 Orte in Sachsen, Thüringen und Brandenburg gereist, um mit Podiumsgästen und Publikum über Meinungsfreiheit zu diskutieren.

Mit der anderen Sprecherin, der Schriftstellerin Eva Menasse, habe ich dieses Fragen-Spiel entwickelt, für das ich am Anfang jedes der 37 Abende verantwortlich bin. Das war ihre Idee: Die Leute sollen gleich zum Anfang jeder Veranstaltung dazu ermutigt werden, mitzumachen und etwas von sich preiszugeben: Wer denkt, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk reformiert werden muss? Wer glaubt, dass die Nato Mitschuld am Ukraine-Krieg hat? Wer rechnet noch in D-Mark um? Mal ernst, mal heiter, mal beides, aber immer mit dem Ziel, den Leuten zu zeigen, dass sie Teil der Diskussion sind.

Sachliche Widerrede zu falschen Vergleichen kommt auch aus dem Publikum. Und sie wirkt

Schließlich geht es bei der ganzen Reihe darum, wie es um die Meinungsfreiheit in Deutschland steht. Wieso finden manche, sie sei eingeschränkt? Was bewegt die Menschen an diesem Thema? Zuerst gibt es ein moderiertes Gespräch auf dem Podium – mit jeweils zwei namhaften Schriftstellern, Journalistinnen, Publizisten oder Wissenschaftlerinnen –, nach etwa einer halben Stunde habe ich die Aufgabe, die Moderatorin oder den Moderator als „Saalmikrofon“ zu unterstützen und die Gäste im Publikum, die schon am Anfang per Handzeichen ein Stimmungsbild abgegeben haben, in die Diskussion zu holen.

Also: Was ist los mit der Meinungsfreiheit, zum Beispiel in Nordhausen?

Ein älterer Mann um die 70 mit langen grauen Haaren meldet sich. „Also, ich will jetzt mal von der Corona-Zeit reden – wir haben ja alle die DDR miterlebt ...“, beginnt er, erzählt vom Liedermacher Wolf Biermann, der wegen seiner staatskritischen Lyrik vom SED-Regime ausgebürgert wurde, und zieht damit eine Parallele zu der Empörung, die 50 deutsche Schauspieler durch ihre Videos zum Hashtag „allesdichtmachen“ im Jahr 2021 auslösten, als sie in satirischer Form die Corona-Maßnahmen kritisierten.

Die Moderatorin, Romy Gehrke vom MDR, reagiert so, wie wohl fast jeder Journalist dieses Landes in dieser Situation reagiert hätte: Sie will diesen waghalsigen Vergleich einordnen. Ich unterbreche sie und bitte zu warten, bis das Podium wieder an der Reihe ist. Der Mann spricht zu Ende, sofort meldet sich eine Frau: Die Reaktionen seien vielleicht etwas übertrieben gewesen. „Aber keiner dieser Schauspieler wurde ausgebürgert, keiner wurde verfolgt, alle können weiter ihren Job ausüben“, führt sie in aller Ruhe aus, sachlich argumentierend.

Unterschiedliche Meinungen aushalten? Hier müssen sie es wirklich schaffen

Viele applaudieren, auch der Mann, der den Vergleich zur Biermann-Ausbürgerung gezogen hat, widerspricht nicht und blickt nachdenklich. Hinterher sagt auch die Moderatorin, wie viel besser es war, dass dieser Widerspruch nicht von ihr, sondern aus dem Publikum kam. Ich verstehe sie gut. Denn auch ich habe bei der ersten Veranstaltung in Chemnitz ähnlich reagiert wie sie zuerst. Als ein Zuschauer anfang, über den Ukraine-Krieg zu sprechen – und nicht etwa über die mediale Berichterstattung, was zum Thema gepasst hätte –, und die Rolle der Nato kritisierte, unterbrach ich ihn. „Ich glaube, das ist jetzt nicht das Thema“, sagte ich, weil ich dachte: Ich weiß, was jetzt kommt, das müssen wir hier nicht in epischer Länge haben.

Andererseits heißt die Veranstaltungsreihe eben „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen“. Das Publikum soll mehr als die üblichen zwei, drei Fragen zum Ende einer klassischen Podiumsdiskussion stellen, sondern ist als vierter Gast angekündigt. Die Leute sollen mitreden. Das ist auch für uns als Veranstalter neu. Bei einer internen Manöverkritik sagt Deniz Yücel mir: „Aron, wir können die Leute nicht zum Mitreden aufrufen und dann Angst haben, dass einer irgendwas sagt, das wir völlig falsch finden. Hier kann jeder alles sagen – nur nicht in beliebiger Länge und zur beliebigen Zeit. Nur darauf musst du als Saalmikrofon achten.“

Und je mehr Veranstaltungen wir machen, umso deutlicher merken wir, wie diskussionsfreudig die Menschen im Osten wirken. Wenn sie einander widersprechen, dann ohne Empörung, ohne den Vorwurf: „Wie können Sie so etwas behaupten?“ So wie in dieser Replik in Nordhausen. In Westdeutschland, auch in der Berliner Bubble, in der ich Ossi lebe, behaupten wir gerne, dass man andere Meinungen aushalten müsse. Im Osten tun sie das wirklich.

„Mich würde interessieren, was Sie als junger Mensch dazu sagen“

Und es gibt hier ein Thema, auf das die Leute nicht immer, aber doch oft zu sprechen kommen: ob sich der Osten überhaupt noch so sehr vom Westen unterscheidet, und wenn ja, wie. Immer wieder erzählen sie Geschichten aus ihrem Leben, von der Wende 1989/90 oder der Zeit danach. Für mich, der 1997 in Sachsen-Anhalt geboren wurde, sind es diese Geschichten, die mich über das eigentliche Thema der Reihe hinaus interessieren. „Wir haben damals eine Mauer eingerissen!“, sagt ein Gast aus dem Erzgebirge bei der ersten Veranstaltung Anfang August in Chemnitz, bei der Dirk Oschmann und Ilko-Sascha Kowalczyk auf dem Podium sitzen und mit ihnen das Ost-Thema: „Aber wir haben sie nicht aus den Köpfen bekommen.“

Vier Wochen und 24 Diskussionen später in Erfurt. „Sie müssen nicht unbedingt Fragen ans Podium stellen, Sie können auch aufeinander eingehen!“, sage ich wie bei jeder Veranstaltung. „Oder haben Sie eigene Erlebnisse, die Sie gern teilen wollen?“ Eine Zuschauerin meldet sich: „Also, ich verstehe nicht, was das mit diesem Ost- und Westunterschied immer soll. Wir haben Kinder, die sind 12 und 13 Jahre alt, und das soll für sie doch kein Thema mehr sein – die leben ein ganz normales Leben!“

Jemand anderes wendet sich direkt an den Moderator dieses Abends, den *Zeit*-Journalisten Martin Machowecz. „Und wenn Sie in Ihren Artikeln immer wieder von Ost und West sprechen, dann sorgen Sie doch dafür, dass diese Unterschiede sich weiterhin halten.“ Viele der Menschen scheinen hier davon auszugehen, man würde über einen Makel sprechen, wenn es um den Osten geht, denke ich. Dieses Thema schleicht sich bei allen Veranstaltungen in die Gespräche ein. „Aber diese Unterschiede existieren doch nicht nur, weil wir darüber schreiben“, erwidert Machowecz.

Eigentlich geht das Gespräch über unsere Geschichte gerade erst los

Jetzt meldet sich die Frau von eben und schaut mich direkt an. „Mich würde interessieren, was Sie als junger Mensch dazu sagen.“ „Ich bin nur ein kleines Saalmikrofon!“, entgegne ich. Außer bei der Veranstaltung in Gotha, die ich moderiert habe, besteht meine Rolle darin, die Diskussion zu organisieren, nicht selber mitzureden. „Auch Saalmikrofone dürfen hier reden!“, sagt Machowecz. Zustimmung aus dem Publikum.

Ich sage, dass ich mir selbst lange Zeit gar nicht so viele Gedanken gemacht habe, was es für einen Unterschied macht, ob ich auf dem Boden der vormaligen DDR aufgewachsen bin. Erst als ich aus meiner Heimat weggezogen bin und mit anderen jüngeren Menschen aus dem Osten und Westen Deutschlands in Kontakt kam, fiel mir auf, dass die Art und Weise, wie wir aufgewachsen sind, unterschiedliche Geschichten hervorbringt. Wie könnte es auch anders sein, bei 40 Jahren in unterschiedlichen Systemen? Aber über diese Unterschiede zu

sprechen, bedeutet ja keinen Nachteil für uns Nachwendekinder. Ich habe einfach ein Interesse daran, was vor, während und nach der Wende passiert ist – und was das für die Gegenwart und die Zukunft bedeutet. Und ich bin sehr dagegen, dass jetzt Schluss damit sein müsse, darüber zu sprechen. „Weil eigentlich geht es doch gerade erst los!“, ergänze ich noch. „Also, unsere Tochter ist jetzt Anfang 40, und für die spielt das überhaupt keine Rolle“, antwortet eine Zuschauerin. Na gut, damit wären wir wieder beim Anfang, denke ich und reiche das Mikrofon zum nächsten Gast.

Der Schriftsteller Aron Boks lebt in Berlin. Bei Harper Collins erschien zuletzt sein Buch „Nackt in die DDR“ über seinen Urgroßonkel Willi Sitte.